

(Nachdruck verboten.)

## 8) Neu-Karthago.

Roman von Georges Cehoud.

Und trotz alledem gab sich Laurent über den Charakter seiner Koufine kindischen Illusionen hin. Er machte für diese Kälte und Theilnahmslosigkeit einzig die Erziehung verantwortlich. Wie hätte sie sich auch für diese Arbeiter interessieren sollen, von deren Existenz sie nur ganz unbestimmte Vorstellungen hatte! Nie war sie in Berührung mit ihnen gekommen, und von den Eltern hörte sie über die Leute nur in dem Sinne reden, als ob es sich um ein viertes Naturreich, ein Handwerksgeräth, ein lebendiges Mineral handelte, das uninteressanter als die Pflanzen und gefährlicher als die unvernünftigen Bestien wäre.

Gina war allein im Speisesaal und war gerade dabei, die blühenden Hyazinthen im Erkerfenster zu begießen. Die Liebe, die Laurent Vincent entgegenbrachte, gab ihm den Muth, ohne weitere Umschweife mit der Bitte herauszuplätzen: „Gina, liebste Gina, nicht wahr, Sie bitten Papa, Vincent Tilbat wieder anzustellen?“

„Vincent Tilbat?“ fragte Gina gleichgiltig und beschäftigte sich weiter mit ihren aristokratischen Blumen, „ich kenne keinen Vincent Tilbat.“

„Es handelt sich um den Aufseher im Polirsaal, den Herr Saint-Jardier entlassen hat.“

„Ach so! Ja, jetzt weiß ich, wen Du meinst. Der „Schweizerische Robinsin“, der Mensch, dem Du's zu danken hast, daß wir so gegen Dich aufgebracht waren. . . . Und Du schämst Dich nicht einmal, von dem sauberen Patron überhaupt noch zu reden? Nein, mein Lieber, Du darfst überzeugt sein, daß ich mich hüten werde, auch nur den Namen des Mannes vor Papa zu erwähnen!“

Mit allen Zeichen sittlicher Entrüstung verließ Gina das Zimmer und trällerte im Weggehen die neueste Operettenmelodie. Laurent war ganz kleinlaut stehen geblieben und wandte seinen Blick instinktiv den koketten, hochstehenden Hyazinthen zu, für die Gina so hilfsbereit sorgte. Einen Moment wollte ihn die Lust übermannen, die prächtigen Zierblumen zu vernichten, um seiner unbarmherzigen Freundin einen Schabernack zu spielen, denn in diesem Augenblick war er felsenfest überzeugt, daß er Gina in alle Ewigkeit hassen würde. —

### V.

Die Ferien verliefen wie die anderen auch, mit dem einzigen Unterschied, daß Laurent in dem großen, neu eingerichteten Hause noch mehr vernachlässigt und auf sich selbst angewiesen blieb als bisher. Er war fast so weit gekommen, die alten Möbel zu beneiden, die ausgedient hatten und im Schatten und Staub der Dachkammern der Ruhe pfliegten. Erregten sie auch nicht mehr das Gefallen der Herrschaft, so setzte man sie doch wenigstens nicht der Berührung mit ihren Nachfolgern aus, während es ihm, der nie in Gunst gestanden hatte, vorbehalten war, unter all' den vornehmen Dekorationsstücken und kostbaren Gewächsen als Aergerniß erregender Schandfleck eine klägliche Rolle zu spielen. Von Tag zu Tag kam es ihm zu immer klarerem Bewußtsein, daß er in dieses reiche, aristokratische Milieu nicht hineinpaßte. Wäre doch erst die Zeit gekommen, die ihm das Recht und die Freiheit gab, sich den anderen Entertenten, die seinesgleichen waren, zuzugesellen; aber in Erwartung dieser Befreiungsstunde mußte er sich daran genügen lassen, so bald der Abend gekommen, seinen Winkel unter dem Dach und die dorthin verbannten Sachen aufzusuchen.

Und doch, wie lang und eintönig ihm auch die Ferienzeit erschien, kaum war er wieder in der Schule, so gewährte es ihm ein eigenes Gefühl schmerzlicher Bollst, dieser grauen, widerwärtigen Stunden sehrend zu gedenken.

Gerade die unerfreulichsten Momente, die ihm der Aufenthalt im Hause des Vormundes brachte, waren es, die sich der Schüler mit besonderer Vorliebe ins Gedächtniß zurückrief, und ebenso waren es in der Fabrik auch nur die häßlichen Gegenstände, der Plunder und in die Ecke geworfene Abfall, deren er sich bei der Arbeit und in schlaflosen Nächten erinnerte. Die Hyazinthen, die ihm ein Sinnbild der Er-

barmungslosigkeit seiner schönen Koufine für die Armen und Elenden geworden, haßte er im tiefsten Grunde seiner Seele, dafür sammelte er um so eifriger welcke Sträuße und Feldblumen und gab einem sauren, unter den Zähnen knirschenden Apfel den Vorzug vor den theueren Blutpflirsichen, die für Frau Lydia reservirt blieben.

Und wie sein Geist all' diesen Dingen ein treues Gedenten bewahrte, so wollte auch seine Nase den keineswegs lieblichen Fabrikgeruch los werden, vor allem nicht den Duft, der dem Abflußgraben entströmte, der das ausgedehnte Fabrikgelände umgrenzte und der das Gemisch von fettiger Unreinlichkeit, Ketzlauge und giftiger Fettsäure aufnahm, das bei der Scheidung und Reinigung als Abfallprodukt ausgeschieden wurde. Der Gestank von ranzigem Del und Fett, der dem Sammelgraben entstieg, verfolgte Laurent in der Schule auf Schritt und Tritt mit der zudringlichen Beharrlichkeit eines gemeinen Gassenhauers. Und dieser Duft stand in unlöslicher Wechselbeziehung zu der Arbeiterbevölkerung, den armen Leuten, denen die Aroloindämpfe die Augen ausbrannten, die die Maschinen bedrohten und die Saint-Jardier mit grimmigem Haß verfolgte, er erzählte Laurent von dem Polirsaal und seinen halbnackten Frauen, von Tilbat und dem „schweizerischen Robinsin“ und zauberte ihm das lebendige Bild der Vorstadt anschaulich vor die Augen.

So oft Laurent den Fuß auf das Pflaster seiner Vaterstadt setzte, war dieser Abflußgraben der Herold, der ihm die Nähe von Gina's Reich verkündete. Von allem, was in der Fabrik lebte und athmete, war der Graben der einzige, der ihm schon in der Ferne entgegenkam, er empfing ihn, wenn er dem Eisenbahnwagen entstieg und begrüßte ihn mit einer gewissen eifertigen Geschäftigkeit, bevor der Schüler noch hinter den Baumreihen, den Dächern und Mühlen der Vorstadt die hohen, rothen Fabrikshornsteine zu Gesicht bekam, die sich stolz in den Himmel emporreckten und deren verqualmte, ruhgeschwärtzte Köpfe dem Näherkommenden einen ironischen Willkommensgruß zuwinkten. Und dieser Stinkgraben gab auch dem Scheidenden wieder das Geleite, wie ein herrenloser, räudiger Hund, der hinter einem mitleidigen Spaziergänger scheu einhertrottelte.

Die dunkle, von stumpffarbigen Streifen durchzogene Oberfläche der trüben zähflüssigen Fluth schickte ihre verpesteten Dünste längs des Seuchenweges, der nach der Fabrik führte, in die Luft. Langsam und träge wälzte sich die widerliche Masse dem Flußarm zu, dessen Wasser sie verunreinigte. Das armselige Volk, das die Ufer des Grabens bewohnte, war ganz und gar von der mächtigen Fabrik abhängig. Die Leute murrten und schimpften daher wohl im stillen Kämmerlein, wagten aber nicht, ihren Unwillen lauten Ausdruck zu geben, und im Vertrauen auf diese feige Schwäche hatten die Besitzer bis zur Stunde die Kosten gespart, die ihnen die Ueberwölbung der Kloake verursacht hätte. Eine im Monat August ausbrechende Cholera-Epidemie rief ihnen indessen die leidige Angelegenheit wieder nachdrücklich ins Gedächtniß. Durch die Miasmen des Schmutzgrabens genährt und begünstigt wüthete die Seuche in der Umgegend der Fabrik heftiger als in den meistbevölkerten Bezirken der Stadt. Die unglücklichen Vorstadtbewohner fielen wie die Fliegen. Aber obgleich die Ueberlebenden sich auch jetzt hüteten, ein großes Wort über den Restkanal laut werden zu lassen, hielten es die Dobouziez in Ansehung der dumpfen Mißstimmung, die alle ergriffen hatte, doch für angezeigt, sich bei den Leuten etwas beliebt zu machen und den Familien der Cholerafranken ein wenig unter die Arme zu greifen. Aber dieser fast erzwungenen Freigebigkeit fehlte der rechte Takt und die herzliche Gemüthsäußerung. Man hatte die lebenswürdige, von wahrer Menschenliebe erfüllte Felicitas mit der Vertheilung der milden Gaben betraut, und da das Dobouziez'sche Faktotum durch dieses Liebeswerk stark in Anspruch genommen war, so erfreute sich Laurent größerer Freiheit als sonst. Er machte sich denn auch die Gelegenheit zu nütze und trieb sich nach Herzenslust im Freien herum.

Der fahle, kupferfarbige Dämmerchein breitete seine düsteren Schatten über die Landschaft, als er eines Abends gemüthlichen Schritts der Fabrik zuschlenderte. Als er in die langgestreckte Arbeiterstraße einbog, über die hier und da eine am langen Pfahl schaukelnde, rauchende Laterne ein trübes,



## Im Luftballon.

zitteriges Licht ergoß, schlug plötzlich das dumpfe, verworrene Gemurmel einer schleppenden Klageweise an sein lauschendes Ohr, das schärfer wie sonst wohl für alle Sinnesindrücke empfänglich war. Anfangs dachte er an ein Froschkonzert, aber da fiel ihm auch gleich wieder ein, daß dieser Pestgraben kein Leben athmendes Geschöpf beherbergte. Je näher er kam, desto klarer und schärfer klang das Geräusch an sein Ohr, und als er um die Ecke schritt und auf einen in der Nähe der Fabrik gelegenen kleinen Plage angelangt war, wurde ihm die Erklärung des Räthsels.

Im Hintergrund einer kleinen, am Treffpunkt zweier Strazgenzige errichteten Nische thronte nach Antwerpener Sitte die holzgeschnitzte, buntbemalte Figur der Madonna, die an die hundert kleine Kerzen und Talglöcher mit einem flimmernenden Heiligenschein umstrahlte. Die nachtschwarze Dunkelheit der schlecht beleuchteten Straße gab dieser Illumination noch einen besonderen phantastischen Reiz. Das Postament der Statue war so niedrig, daß die züngelnden Flämmchen der Lichtdochte, die in der Stille der schwülen Nacht leise knisterten, das Muttergottesbild, vor dem sonst nur ein bescheidenes Lämpchen brannte, nur schwach erhellte. Und im Schatten dieser kümmerlichen Beleuchtung kniete zu Füßen der Madonna ein dichtgedrängter Haufen von Frauen in schwarzen Mänteln und weißen Hauben, die die Kugeln des Rosenkranzes durch die Finger gleiten ließen und mit der kläglichen, tonlosen Stimme des Armen, die ihres Lebens Jammer erzählen, Gebete murmelten.

Es war vorauszusehen, daß die Illumination vor Beendigung der langen Fürbitte erlöschen würde.

Schon zeigten sich hier und da schwarze Pünktchen in dem flimmernden Lichterkranz. Und jedesmal, wenn ein Flämmchen zuckend zu erlöschen drohte, erhob sich das Gemurmel zu heißerer Inbrunst, und lauter und schneller flüsterten die bebenden Lippen die Gebetsformeln, denn jedes dieser sterbenden Flämmchen versinnbildlichte den Armen die Seele eines geliebten Bruders, eines Vaters oder eines Kindes. Hörten jene auf zu brennen, so that im selben Augenblick ein Sterbender seinen letzten Athemzug. So bedeuteten die flackernden Lichter, die eines nach dem anderen ausgingen, ebensoviele letzte Seufzer mit dem Tode ringender Menschen, und mit der zunehmenden Dunkelheit vergrößerte sich auch das Leichentuch, das die Opfer des Tages umschloß. Aber schwärzer noch als diese Todeschatten reckte sich, wenige Schritte entfernt, die Fabrik wie der Tempel einer böswilligen Gottheit in die Luft. Und den unheimlichen Eindruck dieses düsteren Nachtbildes, dem Ort und Stunde unheimlichvolle Deutung gaben, erhöhte noch der scheußliche Unrathgraben, der, übelriechender als gewöhnlich, mit seinen giftigen Dünsten den Erfolg dieses Bitt- und Thränenopfers vereitelte.

Der fromme Hymnus brach plötzlich schrill ab und erstarb in einem wimmernden Schluchzen. Auch das letzte der Lichter war erloschen. Der letzte der mit dem Tode ringenden Cholerakranken hatte die Augen zum ewigen Schlummer geschlossen.

### VI.

Diesen Winter sollte Fräulein Dobouziez in die Gesellschaft eingeführt werden. Mit Besorgungen und Einkäufen gingen die Tage hin. Gina hatte eine ganze Zahl kostbarer, mit raffinirtem Luxus gefertigter Toiletten bestellt. Die Mutter, die die Tochter begleiten und ihr als Ehrenbame dienen mußte, fühlte in ihrem Herzen alte vergessene, gefallsüchtige Regungen wieder lebendig werden. Sie hatte den Ehrgeiz, sich wie ein junges Mädchen anzuziehen, helle, schreiende Farben zu wählen, und sich in der Wahl der Kleider und der Frisur nach der Tochter zu richten. Ihre unbändige Vorliebe für künstlichen Blumenschmuck und grellfarbige Schleifenarrangements ließ sie unaufhörlich in allen Modewaren-Geschäften der Stadt herumlaufen, wo sie alle Kartons durchwühlte und ein Kunterbunt von Bändern, Straußfedern, Blumen und Besatzstücken um sich breitete. Wäre Regina nicht immer bei der Hand gewesen, um die Verkäuferin bei Seite zu nehmen und beim Weggehen ein gutes Theil der von ihrer Mama ausgewählten Sachen leise abzubestellen, die gute Dame hätte auf ihre Güte Vorräthe gehäuft, die genügt hätten, den Hochaltar im Dom würdig zu schmücken oder ein kleines Museum für Naturkunde auszustatten. Es gab oft genug harte Kämpfe, bis es Gina, die sich um nichts in der Welt lächerlich machen wollte, durchgesetzt hatte, die buntschiedige Ausstellung, mit der Frau Dobouziez in den Kreisen der geldmächtigen Antwerpener Gesellschaft Aufsehen zu erregen gedachte, einigermassen zu lichten. (Fortsetzung folgt).

Klapp, klapp — tönt es eben neben mir; unser liebenswürdiger Reisebegleiter, Dr. Biedermann, so entnehmen wir einem Berichte der „N. Z. Z.“ über die jüngste, von Sitten aus unternommene Spelterini-Fahrt, hat bereits eine Reihe von Wintern auf der lichtempfindlichen Platte für immer festgehalten. „Höher! Zwei Säcke Ballast aus!“ ruft Kapitän Spelterini; „nochmals zwei; noch mehr!“ Wir steigen langsam auf 1500, dann 2000 Meter. Welch' wunderbare Pracht! Keiner von uns ist eines Wortes fähig. Unter uns liegt das ganze herrliche Rhonethal, die flankirenden Höhenzüge sind stellenweise in wundervoller Klarheit sichtbar, weiter draußen gegen Süden die Savoyer-Berge in lädenhaftem Wolkenmeer, die tiefblaue Schale des Genfer See's grüßt zu uns hinauf. Das arme Wort ist nicht im Stande, auch nur ein schwaches Spiegelbild zu geben von all' der großartigen Schönheit, die sich von Moment zu Moment dem trunkenen Auge entrollt. Nur die rapid fallende Linie des Regisir-Varometers läßt die rasch steigende Bewegung des Ballons erkennen, die mit beispelloser Sanftheit, unter völliger Abwesenheit jeglicher Luftbewegung, eine unendlich angenehme Ueberraschung bietet. Die Vega hat fast genau nordwestliche Richtung; 11 Uhr 43 Minuten, das Barometer markirt bereits 4500 Meter Höhe, und die Lufttemperatur ist auf —10 Grad Celsius gesunken; trotzdem durchaus kein Frost- oder Kältegefühl! Sentrecht unter uns liegt der Glacier de Jansleuron der „Diablerets“, wieder ein prächtvolles Bild. Weit draußen vor dem Korbrand, an einem eisernen Galgen aufgehängt, furt friedlich mein Aspirations-Thermometer. Es wird mittels eines durch Uhrwerk getriebenen kleinen Ventilators einem Dauerstrom der umgebenden Luft ausgesetzt und dient zur Ermittlung der wahren Lufttemperatur. Die Ablejung der Thermometer-Skala geschieht durch ein kleines Fernrohr, das sicher am Korbrand befestigt ist, mir jeden Augenblick den Stand des Quecksilberfadens abzulesen gestattet.

Die Vega fliegt weiter nordwestwärts, direkt über den Rocher de Rahe gegen Chatel St. Denis; 12 Uhr 45 Minuten, wir sind schon über Montblanc-Höhe, und es fängt an, kälter zu werden; —16 Grad Celsius, rufe ich Professor Heim zu. Unser guter Kapitän reicht mir ein Gläschen Hennessy-Rognak, sonst mundet er trefflich, aber jetzt schmeckt er unangenehm bitter in dieser Höhe und bremt in der gänzlich ausgetrochneten Kefle.

Höher! Wir überblicken fast die ganze nördliche Schweiz bis hinaus zum Säntis durch lädenhaftes Wolkenmeer, ein gut Stück über das letzte ragen Nigi, Pilatus und Säntis hervor. Die Berner-Oberländer-Niesen, Jungfrau, Mönch und Finsteraarhorn, sind theilweise in Wolken, aber doch erkennbar. 1 Uhr 30 Minuten, 6200 Meter! Wir sehen über Dron, das Thermometer zeigt auf —20 Grad Celsius und das Barometer markirt kaum noch 340 Millimeter Luftdruck.

In dieser enormen Höhe treiben wir eine volle Stunde lang dahin. Ich fühle, daß ich zusehends schwächer werde; zeitweise besaß mich eine starke Schläffucht, aus der ich mich energisch aufraffen muß. Leichtes Herzklopfen stellt sich ein, ich fühle einen stechenden Kopfschmerz, die schon stark verdünnte Luft fordert gebieterisch ihre Rechte. In den Höhen von 5000 bis 6000 Meter ist letztere bereits so verdünnt, daß durch die Athmung nicht mehr die zur Erhaltung des Lebens erforderliche Menge Sauerstoff den Lungen zugeführt werden kann, wie die unglückliche Fahrt des französischen Vallons Le Zenith am 15. April 1875 gelehrt hat. Auf dieser Fahrt, bei der eine Höhe von 8000 Metern erreicht wurde, haben zwei der Luftschiffer, Sivel und Crocé-Spinelli, wegen Mangel an Sauerstoff ihr Leben eingebüßt. Es ist deshalb eine unerläßliche Forderung, genügenden Sauerstoff zur Einathmung in so großen Höhen mit hinauf zu nehmen.

Mit Sauerstoff gesättigte Luft in kleinen Stoffballons für diesen Zweck mitzuführen, wie es bei jener unglücklichen Hochfahrt des Zenith geschah, ist nicht empfehlenswerth. Vielmehr wurden von der Vega mehrere mit je 500 bis 800 Liter reinen Sauerstoffs gefüllte Stahlflaschen mitgenommen, in denen das kostbare Lebensgas auf 120 Atmosphären komprimirt war. Das Druck-Reduktionsventil der Flaschen gestattet, den Sauerstoff unter beliebiger Preßion bis zu zwei Atmosphären ausströmen zu lassen, worüber ein an dem Ventilgehäuse angebrachtes Manometer Auskunft giebt. Ich setze einen langen Gummischlauch an das Ventil und sauge das belebende Gas in langen gierigen Zügen in die Lungen. Der lästige Kopfschmerz, das zeitweise leichte Herzklopfen nehmen sofort ab, und ich fühle unmittelbar die erfreuliche belebende Wirkung des Gases auf den geschwächten Körper.

Unterdessen sind unser Vallonchef Spelterini und die beiden anderen Herren unablässig bemüht, die reizvollen Bilder der Umgebung durch die Sutter'schen Moment-Apparate auf der Platte zu fixiren. Professor Heim notirt und zeichnet dabei eifrig; er befindet sich, auch ohne Sauerstoffathmung, verhältnismäßig ganz wohl; sein Vort ist voll Eiszapsen, wachsgelb sein sonst sehr frischer, rofiger Teint. Ueber Spelterini's energische Züge legt sich eine tief dunkle, schwarzbraune Färbung, seine sonore Stimme klingt hohl und dumpf.

Jetzt erst werde ich der unheimlichen, geisterhaften Stille gewahr, die uns alle umgiebt, jener eisig-stillen, ewigen Ruhe der höchsten Schichten des Luftmeeres, zu denen kein Geschöpf und kaum noch ein Laut der Erde hinaufdringt. Das schwache Surren des Uhrwerkes am Aspirations-Thermometer, das Ticken der Uhren in unseren registrirenden Barometern unterbrechen kaum hörbar die



feierliche Stille dieser hohen Regionen. Die Vega zieht ruhig ihres Weges gen Nordwest; 1 Uhr 15 Minuten stehen wir über Iverdon, dann über St. Croix, dem Jura, fliegen weiter gen Vesancy, das wir in steilem Absturze in ungefähr 2500 Meter Höhe um halb drei Uhr erreichen. Der Vallon hebt sich neuerdings in raschem Fluge aufwärts, um halb vier — über Gray — gelangt er in die maximale Höhe zwischen 6300 und 6400 Meter.

Spelterini möchte noch höher, bedeutend höher gehen; er fühlt sich immer noch im Vollbesitz seiner herrlichen Körperkraft, trotz der bedeutenden Höhe und ohne jegliche Sauerstoffaufnahme! Die Situation wird kritisch; Spelterini verlangt gebieterisch von mir den Schlüssel zum Deffnen der neben ihm stehenden Sauerstoffflasche; er will, unter Einwirkung des belebenden Gases, unbedingt höher gehen. Ich widerspreche energisch, denn über 7000 Meter weiß ich bestimmt, daß mir unter den obwaltenden Umständen höchste Lebensgefahr droht, wahrscheinlich ebenfalls den beiden anderen Begleitern, während die elastische Lebenskraft unseres gefähsten Aeronautenhefts vielleicht 8000—9000 Meter vertragen hätte. Professor Heim legt sich schlüchtern ins Mittel, auch er fühlt den Ernst der Situation. Also Ventil los! Die Vega wird durch Gasverlust rasch zum Fallen gebracht. Jetzt erst merke ich — trotz der starken Sonnenstrahlung am tiefblauen Himmel — die heillose Kälte, die mir die Finger fast zum Erfarren gebracht. Wir fallen fortwährend stark, die steil abfallende Kurve des Registre-Barometers läßt darüber keinen Zweifel mehr auskommen. Ein, zwei Säde Ballast werden hinausgeworfen und überschütten alle Instrumente mit einem dichten Staubregen, denn unsere Vega fällt weit rascher als der fein geschlemmte Flußsand der Rhone, der unsere Ballastsäde füllt.

Doch wo sind wir? Weite Strecken Wald mit kleinen Lichtungsstellen sind erkennbar. Da heißt es höchste Vorsicht. Wir machen zur Landung klar, die wegen des ziemlich starken Unterwindes durchaus nicht leicht erscheint.

Die Erde kommt uns in rasender Eile immer näher, scheint auf uns zuzusiegen; das scharf spähende Auge des Kapitäns hatte ein günstiges Brachfeld entdeckt, der Anker fällt. Ich berge noch mit Blickeschnelle, so gut es geht, meine mobilen Instrumente im Korbe. „Achtung! Klimmzug!“ Mein blonder Nachbar zur Rechten und ich fassen nach oben und ziehen uns mit den Armen an den Korbseilen in die Höhe; Professor Heim hängt sich mit Leibeskraften an die Ventilleine, während Spelterini, zum Sprunge bereit, nach der Reifeleine greift, die den Ballon durch Aufreißzen zum raschen Stillstand bringen soll. Da schlägt die Gondel mit Gewalt auf den Boden auf, die Ballontugel erhebt sich noch einmal und schleift ein Stück weiter. Unser Ballonführer Spelterini springt aus der Gondel in das Netzwerk und saßt glücklich wieder die ihm aus den Händen entchlüpfte Reifeleine. Zum zweiten Mal ein starker Aufstoß, dann ein kräftiger Zug, der Anker hat fest gefaßt, der Vallon neigt sein stolzes Haupt und schmiegt sich der Erde an. Alle sind unverfehrt, auch die meteorologischen und photographischen Apparate haben kaum nennenswerth gelitten, dank der ausgezeichneten Führung und Geschicklichkeit unseres Aeronautenhefts Spelterini, der bis zum letzten Moment seine eiserne Ruhe und Geistesgegenwart voll bewahrte. Wir waren bei dem kleinen Dörfchen Niviere um halb fünf Uhr niedergegangen, auf der Grenze der Haute-Marne und des Departements Cote d'Or zwischen Dijon und Langres. —

### Kleines Feuilleton.

**19.** Ein interessantes Dokument wird auf der Universitäts-Bibliothek zu Krakau aufbewahrt. Als gegen Ende des 16. Jahrhunderts unter Ladislaus IV. der polnische Reichstag zusammentrat, machten die Frauen Großpolens und Litthauens eine Eingabe an denselben, in der sie durch allerhand Vorschläge eine Verbesserung ihrer sozialen Lage forderten. Diese sogenannten „Jungfrauen-Artikel“ enthalten einige zwanzig Forderungen. Artikel 1 verlangt: „In anbetragt, daß es zur allgemeinen Sitte wird, daß die Herren Jünglinge in der Brautwerbung allzuviel Zeit verwenden und uns mit dem endgiltigen Eheschluß allzu lange hinhalten, haben unsere Gesandtinnen Fürsorge zu treffen, daß ein „Präklusionstermin“ hinsichtlich der Werbung bis zum thatsächlichen Eheschluß, d. h. längstens bis zum Juni jeden Jahres festgesetzt werde.“ Die beiden nächsten Abschnitte fordern eine Bestrafung der Geldheirathen, sowie das Recht, nach eigener Initiative und ohne Bevormundung des Vaters einen Gatten wählen zu dürfen. Artikel 5 verlangt für die Jünglinge, die in der Fastenzeit um ein Mädchen werben und es bis zum Juni nicht heirathen, eine Geldstrafe von 1000 polnischen Gulden, zahlbar an eine Kasse für verwaisene polnische Jungfrauen. Artikel 6: „Aus Anlaß dessen, daß viele von den Herren Jünglingen die Familienwirtschaft vernachlässigen und somit ohne eine Ehe einzugehen ein allzu hohes Alter erreichen, drängt sich die Nothwendigkeit auf, gewisse Termine in jedem Bezirk viermal im Jahre in einem bestimmten Ort zur allgemeinen Versammlung zu bestimmen, wo sich Jünglinge und Jungfrauen einzufinden haben, um eine wechselseitige Bekanntschaft nach gegenseitiger Herzeneigung einzufädeln. Wer von den Herren Jünglingen ohne Grund ausbleibt, ist der Ehre für verlustig zu erklären.“ Artikel 10 nimmt die Wittwen vor. Da sich nämlich die Wittwen trotz des Verlustes eines oder mehrerer Männer nicht entblöden, junge Mutterköpfe

anzuloden, wünschen wir, daß den Wittwen dies nach zurückgelegtem 40. Lebensjahre unter der Strafe der Ehrlosigkeit verboten werde, und zwar aus dem Grunde, weil derartige Wittwen anstatt Jünglinge anzuloden, dem Spinnen obzuliegen und das Gebet nicht außer acht zu lassen haben. Der Häßlichen erbarnt sich Artikel 13, indem er zollfreie Einfuhr und Steuerfreiheit für Schminken, Salben und andere Schönheitsmittel begehrt, denn: „da nicht jede Jungfrau mit blendender Schönheit ausgestattet ist, seien den Minderbegünstigten die Mittel zur Hebung ihrer Reize keineswegs zu versagen. Artikel 18 verlangt, der hohe Reichstag möge dafür sorgen, daß nur Leute von gleichem Charakter einander heirathen, dumme Männer einfältige Mädchen, schlechte Männer auch schlechte Frauen; für den Heeresdienst aber sollen nur alte Männer Verwendung finden oder doch nur solche, die aller Lebensenergie bar und mit auffälligen Gebrechen behaftet sind.“ Artikel 20 sagt: „Da es Ehemänner giebt, welche ihren Frauen Tanzbelustigungen, Scherze und sonstige Kurzweil verwehren, so mögen unsere Gesandtinnen darauf sehen, daß uns dieses Alles bis auf 10 Jahre nach unserer Verheirathung gestattet werde.“

Die Schlusartikel legen dem „hohen Reichstag“ noch einmal kurz zusammengefaßt die üble Lage der Frauen an das Herz. —

### Literarisches.

— Die große Heidelberger Lieberhandschrift, früher die Pariser, auch die Manessische genannt, wird jetzt, wie die „Nat.-Ztg.“ mittheilt, von Dr. Friedrich Pfaff, Universitätsbibliothekar in Freiburg, mit Unterstützung des badischen Unterrichtsministeriums, in getreuem Textabdruck herausgegeben. (Verlag von Carl Winter, Heidelberg.) Diese berühmte Liederammlung besteht aus 426 Pergamentblättern von 0,355 Meter Höhe und 0,25 Meter Breite, die von verschiedenen Händen der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts in zwei Spalten beschriebenen sind. Fast alle der hundertvierzig Dichter des zwölften bis vierzehnten Jahrhunderts, welche die Handschrift in einziger Vollständigkeit enthält, zielt zu Anfang ein blattgroßes Bild, das den Dichter bei der Arbeit oder in einer seine gesellschaftliche Stellung kennzeichnenden oder in seinen Liedern angedeuteten oder sonst aus seinem Leben bekannten Handlung darstellt. Es sind mehrere Maler zu unterscheiden. Den meisten Bildern ist das Wappen des Dichters beigegeben. Eine große Initiale zielt das erste Lied eines jeden. Die Anfänge der einzelnen Strophen sind bei jedem Liede halb mit blauen, halb mit rothen Initialen bezeichnet. Die Verszeilen sind nicht abgesetzt, sondern meist durch Punkte von einander geschieden. Ohne genügenden Grund hat man in dieser Handschrift die Zusammenstellung der Liederbücher erblicken wollen, als deren Verfasser der Dichter Hadlaub den Züricher Nidiger Manesse rühmt. Allerdings mag die Handschrift in der Gegend von Zürich entstanden sein; dafür spricht neben anderen Umständen die Mundart der Schreiber. Sichere Nachricht von ihr hat man jedoch erst um die Wende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Sie befand sich damals im Besitz des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz in Heidelberg. Wahrscheinlich ist sie bei der Einnahme Heidelbergs im Jahre 1622 entwendet worden. Erst 1657 erscheint sie plötzlich wieder als Geschenk der beiden französischen Alterthumsforscher Pierre und Jacques Dupuy an die königliche, jetzt National-Bibliothek in Paris. Im Jahre 1888 wurde sie vom Deutschen Reiche erworben und an ihrer alten Heimathstätte, unter den Handschriften-Schätzen der Heidelberger Universitätsbibliothek, niedergelegt. Von dem auf fünf Abtheilungen berechneten Werke ist die erste foeben erschienen. Die letzte Abtheilung wird getreue Nachbildungen von Proben der hauptsächlichsten Schreiberhände bringen, sowie eine ausführliche Einleitung, und an deren Schluß das alte, dem Text der Urchrift vorausgehende Dichterverzeichnis. —

### Kulturhistorisches.

— Eine fastige Strafrede gegen die Bartmoden im 17. Jahrhundert hielt einst Philander von Sittenwald. „Wem“, sagte er, „Deine ehrlichen Vorfahren es für den schönsten Schmuck und Zierrath hielten, einen rechtschaffenen Bart am Maule hängen zu haben, so ahmet Ihr izund den wässchen unbeständigen Narren und Hanswürsten nach und laßt alle Wochen eure Bärte beropsen und beschneeren, ja alle Tage und Morgen mit Eisen und Feuer peinigen, foltern und martern und hin und her ziehen und zeren und mit Fett und Salbe einschmierern. Da ist's jetzt ein Firkelbärtel, dann ein Schnedenbärtel, ein Jungfernbärtel, ein Tellerbärtel, ein Pumbsbärtel, ein Spizbärtel, ein Federwedelchen, ein Schmalbärtel, ein Luderbärtel, ein Tirlenbärtel, ein Spanischbärtel, ein Italiensichbärtel, ein Sonntagsbärtel, ein Saubärtel, ein Ofterbärtel, ein Lullbärtel, ein Spielsbärtel, ein Stubbärtel, ein Trugbärtel und ein Fahnenbärtel. Haft Du nun genug, Du Bart-Laffe? Zu unseren Zeiten hat man an den Federn erkennen gelernt, was für ein Vogel einer war, jetzt am Maule; denn der Bart zeigt es. Wie wollt Ihr das heutzutage, Ihr Fahnarren und hoffärtigen Dummlinge, da, je älter einer wird, er je mehr seinen Bart quetschen und stummeln läßt, um die Welt und das tugendbame Frauenzimmer zu überreden und zu bethören, als ob er noch ein Jüngling oder Junggeselle wäre.“ —

### Physiologisches.

10. Der Widerstand des menschlichen Körpers gegen den elektrischen Strom ist neulich von dem



englischen Forscher J. E. Boyd gemessen worden. Bekanntlich leitet jeder Körper dem Durchgange des elektrischen Stromes einen anderen Widerstand entgegen, wie man z. B. an Drähten aus verschiedenem Metall nachweisen kann, und dieser Widerstand wird nach der Einheit des sogenannten Ohm gemessen. Für den menschlichen Körper war der elektrische Widerstand bisher nicht genau festgestellt. Boyd versuchte ihn dadurch zu ermitteln, daß er die vier geschlossenen Finger jeder Hand in einen Krug mit Salzniallösung tauchte und einen elektrischen Strom von bestimmter Stärke in einer Richtung durch den Körper hindurchgehen ließ. Der Widerstand, den der Strom beim Durchgang durch die Arme und den Rumpf fand, zeigte sich als verschieden für einen Wechselstrom von 2 bis 3 Volt 1500 Ohm und für einen solchen von 6 bis 7 Volt 1550 Ohm, wenn der Strom 62 Mal in der Sekunde unterbrochen wurde. Gegen einen beständigen Strom war der Widerstand des menschlichen Körpers noch bedeutender, nämlich 1700 Ohm. Boyd versuchte nun weiter den besonderen Widerstand der einzelnen Körpertheile zu ermitteln. Er fand den Widerstand auf der Strecke zwischen dem rechten Handgelenk und dem Ellenbogen gleich 200 Ohm, zwischen Handgelenk und dem Ende des Schulterblattes 267 Ohm und von der Schulter bis zum Rückgrate 291 Ohm. Dazu kommt nun der Widerstand der menschlichen Haut gegen das Eindringen des elektrischen Stromes, der um so größer ist je kleiner die dargebotene Hautfläche, und mit dem Grade der Feuchtigkeit und auch mit der Natur der zur Elektrisirung benutzten Leitungskörper wechselt. —

#### Aus dem Thierleben.

— Ein Kampf im Meere. Einen ganz eigenartigen und merkwürdigen Kampf zweier Meeresbewohner beobachtete die Besatzung des Kriegsschiffes „Leopard“ im Hafen von Candia, als dieser Torpedokreuzer im Vormonat daselbst vor Anker weilte. Eine Riesen-Schildkröte von anderthalb Metern Länge wurde von einem jungen, nahezu drei Meter langen Hai angegriffen. Der Kampf währte eine halbe Stunde und spielte sich in unmittelbarer Nähe des Schiffes ab, welches des hohen Seeganges wegen kein Boot ausfahren konnte. Der Hai attackirte die Schildkröte, indem er pfeilschnell von unten herangeschossen kam, sich im letzten Momente umdrehte und ihr einen Biß am Kopfe oder an den Füßen beibrachte. Nach jedem solchen Angriffe hob die Schildkröte ihren kleinen Kopf senkrecht, wie hilfesuchend, aus dem Wasser heraus. Mit einer schweren Wunde am Halse ging sie endlich, vom Hai gefolgt, unter. —

— Interessante Beobachtungen an Termiten hat, wie die „Köln. Ztg.“ mittheilt, G. F. Haviland angestellt sowohl in Südamerika als auf Borneo und der Halbinsel Malakka. Das Flugvermögen der Termiten ist nur schwach entwickelt, die meisten lassen sich vom Winde fortführen. Am Boden werden die Flügel bald abgeworfen, und zwar geschieht dies einfach dadurch, daß die Thiere dieselben mehrmals kräftig aufwärts bewegen. Die Ursache dieses Abwerfens hat der Beobachter darin erkannt, daß die Vögel den geflügelten Termiten besonders nachstellen, die ungeflügelten aber mehr verschonen. Bei den meisten Termiten genügt ein Paar zur Begründung eines neuen Stammes; bei manchen Arten findet man in neu angelegten Nestern sogenannte Soldaten. Ihre Aufgabe ist nach Haviland eine defensiva; sie sind übrigens in Gestalt und Bewaffnung bei den verschiedenen Spezies verschieden. Bei zahlreichen Arten besitzen die Soldaten als Waffe vorn am Kopfe zwischen den Kiefern ein Ausscheidungsorgan, das eine klare, aber zähe Flüssigkeit absondert. Ein einziger Tropfen derselben, der auf die Fühler einer angreifenden Ameise gelangt, macht diese kampfunfähig, weshalb die Ameisen diese Soldaten meiden. In den einzelnen Nestern fand der Beobachter meist den fünften Theil der Invasen aus Soldaten bestehend, unter diesen sowie auch unter den Arbeitern wurden nicht selten blinde Individuen angetroffen. —

#### Aus dem Pflanzenleben.

1 Die Sonnenliebe der Pflanzen. Man braucht nur an die Sonnenblume zu denken, um sich an die Thatsache zu erinnern, daß die Pflanzen sich gewöhnlich dem Sonnenlichte zuwenden. An allen Gewächsen, ob groß, ob klein, kann man Beobachtungen machen, daß sie gewissermaßen der Sonne entgegenwachsen. Dufour sprach in einer der letzten Sitzungen der Naturforschenden Gesellschaft des Kantons Waadt über interessante Versuche, durch die er den Einfluß verschiedener Farben auf die Wachstumsrichtung von Pflanzen festzustellen suchte. Er säete Samen von Gräsern in drei verschiedene Gefäße und stellte dieselben, bevor der Same aufgegangen war, in drei größere Vasale. Den Zwischenraum zwischen den beiden Gefäßen füllte er im ersten Falle mit reinem Wasser, im zweiten mit einer Kupfervitriollösung und im dritten Falle mit einer Lösung von doppeltkohlensaurem Kali. Dadurch erhielt das erste Gefäß weißes, das zweite blaues und das dritte gelbes Licht. Die Oberseite wurde berast mit schwarzem Stoff bedeckt, daß kein anderes Licht hinzutreten konnte außer dem durch die Flüssigkeits-schicht einfallenden. Nach drei Tagen gingen die Samen in allen drei Gefäßen auf. Nach einem weiteren Tage war es deutlich zu erkennen, daß im ersten Gefäße bei weißem Licht die Spitzen der Grasschälmdchen sämmtlich dem Lichte entgegenge wachsen waren, ebenso

in der zweiten Vase bei blauem Licht, in der dritten bei gelbem Licht dagegen nicht. Bei weiterer Fortsetzung der Beobachtung wurde es immer deutlicher bemerkbar, daß das Gras unter dem Einflusse des gelben Lichtes ganz senkrecht in die Höhe wuchs, während es in den anderen Gefäßen sich dem Lichte zuneigte. Wahrscheinlich hängt diese Erscheinung mit der Bildung von Blattgrün (Chlorophyll) zusammen, die unter weißem Licht am stärksten, etwas geringer bei blauem und viel schwächer bei gelbem Lichte ist. Dufour unterrichtete noch die etwaige Wirkung von Röntgen'schen Strahlen auf die Wachstumsrichtung der Pflanzen, konnte jedoch nur feststellen, daß eine vierstündige Bestrahlung mit diesen keine sichtbare Wirkung auf das Wachstum von Gräsern hervorruft. —

#### Humoristisches.

— Berlinische Neubildungen. Wilde einen Satz mit „Fatalist“:  
 „Der Maul muß ich halten, wenn Data lieft.“  
 Einen Satz mit „Halen“:  
 „Da ha' len aber eins über'n Kopp jegeben!“  
 Einen Satz mit „Wahnsinn“:  
 „Sagen Sie mal, wa'n Sie'n schon mal in unse'n Jarten?“ —  
 — Der Weiberfeind. Dame: „Ob wohl in unseren Tagen noch jemand aus Liebe wahnsinnig wird?“  
 Herr: „O gewiß, wer würde sonst wohl heirathen?“ —  
 — Eine absurde Geschichte. Es war schon Herbst, als Fräulein Frühling von Sommerfeld nach Winterthur reiste, wo die Familie Bieder einen neuen Kreis bildete. Besonders gefiel ihr ein Rothgerber aus Braunshweig, der am blauen Montag in Weihensee am gelben Fieber erkrankte und in Graudenz am Gründonnerstag beinahe an den schwarzen Boden gestorben wäre. Rajah schlossen die beiden schlanken Mädchen die Freundschaft, zur Verlobung spendierte Herr Silbermann Kupferberg Gold und fünfundsanzig Jahre später redete Herr Goldstein auf ihrer Silberhochzeit Blech. —  
 („Lust. Bl.“)

#### Vermischtes vom Tage.

— Im Dorfe Lemkendorf bei Burg wurden vier Kinder, die in einer Sandgrube spielten, von herabstürzenden Sandmassen verschüttet. Nur zwei konnten sich noch aus dem Sande herauswühlen, die beiden anderen erstickten. —  
 — In Düren stürzte am Dienstag am Neubau des Blindenhofes das Erkergerüst ein. Zwei Arbeiter wurden getödtet, einer verletzt. —  
 — Ein früherer Oberstaatsrichter, bei dem eine Pfändung vorgenommen wurde, erschoß bei Blasendorf einen Anwalt der Rumänischen Bank und dann sich selbst. —  
 — Die Verhandlungen Frankreichs, Belgiens und Deutschlands betreffend die Anlage einer Telephonlinie Paris-Brüssel-Berlin sind abgeschlossen. Die Linie besteht aus starkem Bronzedraht von 5 Millimetern Durchmesser. —  
 — Ein Wal von ansehnlicher Größe ward dieser Tage im Alsenjund bei Sonderburg wahrgenommen, nachdem man ihn früher schon im Kleinen Belt, südwärts schwimmend, beobachtet hatte. —  
 — Ein neuer französischer Postdampfer hat zur Ueberfahrt von Calais nach Dover nur 57 Minuten gebraucht und damit die bisher schnellste Fahrt auf dieser Strecke gemacht. —  
 — In der Nacht zum Mittwoch fand im Kanal ein Zusammenstoß zwischen dem belgischen Postschiff „Princesse Josephine“ und einem Dreimaster statt. Das Postschiff erlitt schwere Beschädigungen, über das Schicksal des Dreimasters, der ein amerikanisches Schiff sein soll, ist noch nichts bekannt. —  
 — Die City von London war am Freitag Abend für volle zwanzig Minuten in Finsterniß gehüllt, da das elektrische Licht versagte. Gas konnte zur Aushilfe nur an wenigen Stellen verwendet werden. Wachs- oder Talgkerzen mußten aushelfen, reichten aber bei weitem nicht aus. —  
 — Konstantinopel ist die einzige Hauptstadt in Europa, in welcher die Elektrizität noch nicht eingeführt ist, weder zu Beleuchtungs- noch zu sonstigen Zwecken. Das Telephon für den Allgemeinverkehr ist als „gefährlich“ verboten, nur die Ottoman-Bank besitzt ein solches zwischen den Bureaus von Galata und Stambul. Die erste Telephonleitung, welche vor einigen Jahren von einem Geschäft in Pera eingerichtet wurde, zerbrach die Polizei als ein Werk des Teufels. Elektrische Beleuchtung hat nur die Ottoman-Bank in ihrem Gebäude. Jetzt bewerben sich zwei Gesellschaften, eine deutsche und eine französische, um die Konzession für die elektrische Beleuchtung Konstantinopels. —  
 — Eine amerikanische Verlags-Handlung hat soeben ein neues Werk unter dem sehr aktuellen Titel: Cuba und andere Inseln des Meeres, von E. W. Kellogg veröffentlicht. Bei näherer Beschichtigung zeigt sich, daß das Buch schon im Jahre 1897 erschienen und daß nur ein neuer Titel vorgeklebt ist. Früher hieß das Werk Australien und die Inseln des Meeres. Der neue Titel paßt zwar nicht zum Inhalt, aber er ist entschieden zeitgemäßer. —